Frühling im Herbst.

Bilder aus dem Leben, von R. Maas.

Goldener Sonnenschein fluthet durch die herbstlich gefärbten Wipfel der Bäume. Draußen im Park wandeln Zwei auf stillen Wegen. In stiller Liebe hatten ihre Herzen einander entgegen geschlagen. Dann war der Sommer gekommen, und die Reiselust hatte sie Beide in fremde Gegenden entführt. Bei Wellenschlag und Windeswehen, bei Reunions und Abendgesellschaften schien die Erinnerung an die Frühlingstage einschlummern zu wollen. Da trafen sich Beide im Herbstgewühl zufällig unter den von Sonnenschein umwogten Bäumen des Parkes und plötzlich erwachte wieder das schlummernde Sehnen. Nun wandeln sie Beide Hand in Hand da draußen unter den säuselnden Blättern. Die Liebe ist in ihnen wieder erwacht und mit vollen Zügen athmen sie die Wonne ein, — Frühlingswonne im Herbst. — —

Hinter seiner Staffelei hat er verzweifelnd gesessen, der Künstler, der im Kampf um die Existenz nach Motiven sucht. Trüb blickte der junge Tag in sein Atelier und der Maler grübelt und verzweifelt fast an seinem gütigen Geschick. Mit welcher Zähigkeit hatte er seinem Ideal, seinem Streben nach künstlerischem Ruhm nachgestrebt. Umsonst!

Wie ein Alp lag es auf seiner Seele, sein Zustand war völlig apathisch und von draußen schaute der Tag trüb und ernüchternd durch die Scheiben. Mit einem Seufzer ließ der Maler Pinsel und Palette sinken, — da raschelt es an seinem Fenster, es ist ein herbstgefallenes Blatt, das kraftlos zur Erde hernieder tanzt. Müde schaut der Maler ihm nach. Ihm ist es, als sähe er in dem fallenden Blättchen eine böse Vorbedeutung für sein Geschick, — und wie er so den trüben Gedanken nachhängt, bricht plötzlich ein Sonnenstrahl aus dem bisher bewölkten Himmel hervor.

Bald theilen sich die Wolken und verschwinden vor der Macht des strahlenden Himmelsgestirns. Blau lacht der Himmel herab auf die herbstlich geschmückte Erde, als wolle er alles Erdenleid und Erdenweh vergessen machen. Und wie der vom Schicksal hart geprüfte Künstler hineinblickt in das klare Blau des Himmelszelts, da wird es wieder lichter in seinem Innern. Verwichen sind die trüben Gedanken, freier fühlt er sich und er eilt hinaus in Gottes freie Natur, die ihn jetzt so fröhlich zu Gaste ladet.

Dort im luftigen Waldrevier, wo ihn die milde, von Sonnenschein durchzitterte Herbstluft umfächelt, fühlt er wieder seine alte Kraft und mit frohem Muthe kehrt er heim, die begonnene Arbeit wieder aufzunehmen. — Frühling im Herbst! — — —

Abseits von den glänzenden Straßen des Reichthums liegt das städtische Krankenhaus. Noth und Elend hat sich dort zusammengefunden. In einer der vielen Krankenstuben stöhnt ein armes, altes Mütterlein auf seinem Schmerzenslager.

Sie steht am Ende ihrer Tage und noch einmal ziehen all die Ereignisse ihrer Jugend, ihrer Jungfrauenzeit, ihrer Ehe an ihr vorüber. Feuchten Auges denkt sie an glücklich verlebte Tage. Dann kam die Zeit, da ihr Mann infolge mißglückter Spekulationen bis auf einen geringen Rest sein Vermögen verlor und die Familie an den Bettelstab brachte.

Nun schien das Unglück täglicher Gast im Hause sein zu wollen. Ein Sohn starb auf hoher See. Ihr Mann ergab sich dem Trunk und eines Tages brachte man ihn nach Haus in die armselige Dachkammer, — ein Schlagfluß hatte ihm inmitten des Straßengewühls ein plötzliches Ende bereitet. Das gab ihr den Rest.

Daran dachte die alte, kranke, lebenssatte Matrone, — doch wie sie so über vergangene Zeiten sinnt und leeren Blickes zur Decke stiert, gleitet plötzlich ein Sonnenstrahl durch's Fenster an der Decke entlang. Mühsam versucht sie, sich aufzurichten und hineinzuschauen in das leuchtende Sonnenmeer, das über den saftlosen Rasen ausgegossen ist.

Noch einmal leuchtet ihr Auge in einstiger Frische auf, — es herrscht ja Leben da draußen, sonniges, duftiges Leben. Der Sonnenstrahl legt sich kosend um ihr gefurchtes Antlitz und wie selige Verklärung huscht es darüber hin. Noch einmal zieht die Zeit ihrer Liebe, der Mai ihres Lebens, ihrem Geiste vorüber, und lauter und höher klopft das müde Herz.

Ein leiser Windhauch flieht durch die Wipfel der Bäume. Welke Blätter wirft er vom Ast herab. Es ist Frühling draußen und der Herbstwind weht.

Kindermund.

Die kleine Martha, die eine der unteren Klassen einer Mädchenschule besucht, zeichnet sich nicht sonderlich durch Fleiß und Aufmerksamkeit aus. Der Unterricht erscheint ihr als eine überflüssige Einrichtung, die nur dazu da ist, kleine Mädchen in unangenehmer Weise zu belästigen. Mama ist nun bemüht, ihr dieses Vorurtheil auszureden und sie von dem Nutzen des Schulunterrichts zu überzeugen. „Also merke Dir, Martha," schließt sie ihre eindringliche Rede, „wenn man Dich in der Schule zu eifrigem Lernen anhält, so haben die Lehrer nichts davon, sondern es geschieht nur zu Deinem eigenen Vortheil." — „Aber Mama," entgegnet Martha, indem sie sich liebevoll ihrer Puppe zuwendet, „ich bin gar nicht so egoistisch."

— Die Treue ist das Gewissen der Liebe.

Graf Zdenkos Brautfahrt

Eine Geschichte aus Slavonien von M. Roda-Roda.

Sein Vater war der beste Reiter gewesen, der sicherste Pistolenschütze, der flotteste Cavalier, der raffinirteste Gourmet in der Liebe; seine Mutter die glänzendste Erscheinung unter den Modedamen, die eleganteste, schickste Tänzerin bei den Hofbällen — kurz eine Lebenskünstlerin. Beide sind lange todt — und der Sohn ...? Der Sohn ist nichts als ein sonderbarer Träumer. Sonderbar — das ist der zutreffendste Ausdruck für ihn. So sind seine Liebhabereien, sein Leben — so war auch seine Brautwerbung! Alles sonderbar.

An irgend einem heißen Sommertage — Graf Zdenko lehnt in einem amerikanischen Schaukelstuhl auf der Terrasse seines prachtvollen Schlosses — kommt eine „egyptische Zigeunerin" zu ihm und begehrt, ihm seine Zukunft zu offenbaren. Graf Zdenko langweilt sich gerade furchtbar — er will sich's nur nicht eingestehen.

So läßt er sich „prophezeien".

Reichthum, Jugend, Gesundheit hat er — was bleibt der armen Alten übrig? — Da verrathen ihr die Karten, daß er einmal im Leben eine „grande passion" haben werde.

Sie drückt sich allerdings nicht so nobel aus, aber sie meint dasselbe. Graf Zdenko lacht, dann gefällt ihm diese Zukunftsaussicht, zuletzt wird der Gedanke zur fixen Idee.

Er lebt in seinem Schlosse, liest goldgeschnittene Gedichtsammlungen, raucht bosnische Cigaretten und wartet.

Sommers über — wenn sich der Mondschein silbern über den Park und die Rosenbeete gießt, steht er auf der Veranda und geigt schwermüthige Weisen — so süß und sanft, daß sie die Nixen hervorgelockt hätten aus dem See. Bei Graf Zdenko Kovalszkys Schlosse giebt es aber keinen See, also auch keine Wasserfeen. So spielt er für sich allein und wartet auf die Braut, die romantisch kommen und seines Lebens einzige Leidenschaft werden soll. Dann wird es ihm wieder langweilig, er verzichtet auf die romantischen Umstände, fährt nach Pest und Wien und schaut sich die jungen Comtessen und Baronessen an.

„Sie" ist nicht darunter.

Der Winter kommt mit den langen schweigsamen Abenden. Graf Zdenko sitzt allein in der Halle seiner Väter. Das Feuer im Ofen knackt und sprüht gespenstisch, das Wasser im Theekessel singt sein einförmiges Lied. Portieren verhüllen Thüren und Fenster. Wie, haben sie sich immer noch nicht bewegt, um „sie" hereinzulassen? Abend um Abend tönt Zdenkos Geige durch die lange Flucht der Gemächer — zuletzt, gegen das Frühjahr hin, ganz ungeduldig und sehnsüchtig. Der Gegenstand seiner „grande passion" will sich nicht zeigen, und er ist so einsam, so allein!

Freilich — „heirathen" könnte er jeden Augenblick. Geheirathet werden, weil er der Graf Zdenko Kovalszky ist, weil er jung, hübsch, reich, elegant oder ein excellenter Violinspieler ist. Pfui, wie alltäglich, wie real!

Der Mai hält mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel seinen Einzug. An solch einem milden Maiabend kommt ihm ein prachtvoller Einfall.

Eine Stunde später packen zwei Lakaien unter Aufsicht des alten Kammerdieners Jozo die Koffer ihres Herrn. Der hat sich plötzlich entschlossen, nach England abzureisen. Jozo soll ihn bis Wien begleiten.

Vor der Station Verbovic öffnet Graf Zdenko die Verbindungsthür des Ganges zwischen den Coupés erster und zweiter Klasse und tritt zu Jozo ein.

„Du, — hör mich an. Ich steige in Verboci aus. Du fährst nach Wien und deponirst mein Gepäck im „Hotel Imperial". Dann kehrst du nach Hause zurück und schweigst gegen Jedermann darüber, daß ich in Verboci ausgestiegen bin. Ich bin in London, verstehst du? — Hier hast du einen Brief ohne Adresse, den bewahrst du auf, bis ich dir schreibe oder telegraphire, an wen er abzusenden ist. Dann aber hast du ihn sofort zu expediren, um welche Stunde immer dich mein Befehl erreicht. Sonst aber, du magst mich sehen und treffen, wie, wo und wann es sei — kennst du mich nicht, bis ich es dir erlaube. Hast du mich verstanden, Jozo?"

„Jawohl, gräfliche Gnaden! Aber wohin geruhen gräfliche Gnaden zu reisen?" fragt der alte Mann besorgt.

„Ich bin in England, Jozo. Adieu!"

Der Zug hält, und Graf Zdenko springt frohgemuth mit gleichen Füßen zur Erde. Er hat nur ein längliches Lederköfferchen in der Hand. Pfeifend geht er auf die Landstraße hinaus und wandert rüstig im Staube weiter. Graf Zdenko sucht das Glück.

Nach zweistündiger Wanderung hat er den Wald erreicht. Er schwenkt vom Wege ab, tiefer hinein. Hinter drei dicken Eichenstämmen macht er Halt. Das Köfferchen wird geöffnet und sein Inhalt ausgepackt. Da ist erstens seine Geige, in ein grünes Säckchen gehüllt, ein abgeschabter, regenverwaschener Anzug, derbe Schuhe und ein alter Tornister, mit allerlei Kleinigkeiten gefüllt. In zehn Minuten ist die Metamorphose vollzogen. Aus dem eleganten Schloßherrn ist ein — allerdings bildhübscher — armer, wandernder Musikant geworden.

Gegen Abend kehrt er in eine Schänke ein, müd, hungrig und staubig. Das Wirthshaus ist überfüllt von jungen Burschen und hübschen Mädchen. Der Musikant wird freudig begrüßt. Als ihm ein Bauer sein gefülltes Weinglas hinhält, trinkt er es auf einen Zug aus und vergißt nicht, sich zu bedanken. Graf Zdenko spielt und spielt zum Tanz auf, bis ihm der Schweiß von der Stirne rinnt und die flinken Finger schmerzen. Die Bauern sind splendid, und der Teller, den der brave Wirth vor ihn hingestellt hat, füllt sich mit Nickelmünzen.

Um zwei Uhr früh ist die tanzlustige Jugend endlich schlafen gegangen, und dem Musikanten wird in der Wirthsstube ein Lager gerichtet. Er bittet nur um eine Decke und legt sich auf den Rasen in den Garten hinaus. Da schläft er den Schlaf der Gerechten bis zum Morgenroth. Am offenen Ziehbrunnen macht er Toilette, bekommt ein Stück Schwarzbrot, eine Schale Milch zum Frühstück und — wandert weiter.

Am dritten Tag seiner Wanderschaft kommt er nach Kostelice. Es ist gerade Jahrmarkt dort. Mitten im Gewühle stellt er sich auf und spielt. Die Bürgersfräulein bleiben stehen und hören ihm ein Weilchen zu. Eine und die andre sucht kichernd in ihrem Beutelchen und wirft in den abgezogenen Hut den Obolus der Mildherzigkeit.

Plötzlich bricht er sein Spiel ab und wendet sich zum Gehen. Was soll er hier noch länger stehen? Da ist „sie" auch nicht.

Graf Zdenko zieht von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Hier spielt er bei einer Hochzeit auf, dort bei einer Kindstaufe. Selbst eine Begräbnißkapelle hat er schon verstärkt.

Die Zigeunerkinder, die Bettler- und Wandersleute haben gute Tage. Unter sie verstreut er den Musikantenlohn und wandert unermüdlich weiter auf der Suche nach dem Glück. Es ist gerade der erste August, als er in dem kleinen Städtchen Marinovci ankommt. Er ist braun und mager geworden. Die Sonne hat seit Stunden auf ihn herabgebrannt, er kann die müden Füße kaum mehr rühren. Hätte ihn ein gutmüthiger Bauer nicht über den Gebirgskamm der Krndija auf dem Wagen mitgenommen — er hätte sein Ziel heute nicht mehr erreichen können. Erschöpft sinkt er auf die Holzbank in der Schwemme des Gasthauses „Pod zlatnog jelena" — „zum goldenen Hirschen" — nieder.

Eine Viertelstunde kaum hat er geruht, da tritt der Herr Wirth auf ihn zu. Dem Mann scheint es gut zu gehen. Sein Antlitz glänzt wie der aufgehende Mond, sein feister Bauch ist von einer doppelten Uhrkette umgürtet. Er hat einen Frack neuester Façon von Anno Schnee an und einen Rosmarinstrauß im Knopfloch. Offenbar ist eine Hochzeit im Ort.

„Könnt Ihr etwas Ordentliches spielen?" fragt er herablassend den armen Musikanten, der bei seiner Anrede, wie es sich geziemt, aufgestanden ist.

„Ich glaube schon, Herr Wirth!" erwiderte Zdenko demüthig.

„Die Sache ist nämlich die: Könntet Ihr als Primas (Primgeiger) zu Baß und Cymbel spielen?"

„Wenn ich einmal mit den beiden andern proben kann . . . .!"

„Dazu ist keine Zeit. Die Sache ist nämlich die: Ich habe heute eine Hochzeit auszurichten, und unser Primas ist vor zwei Stunden gestorben. Wenn Ihr da aufspielen könntet . . .! Die Sache ist aber die: — daß ich ein sehr feines Publikum habe!"

„Wann soll ich denn spielen?"

„Zum Mittagessen, zum Tanz — bis die Hochzeit aus ist."

„Ich denke — Ihr werdet mit mir zufrieden sein, Herr Wirth!"

„Nun — nun — was müßte man Euch denn zahlen?"

„O, wenn Ihr mir zu essen gebt und einen Schluck Wein — so bin ich zufrieden!"

Der Wirth ist es auch.

„Ihr müßt Euch nur ordentlich zusammen richten! Die Sache ist nämlich die: — daß ich sehr feines Publikum habe."

„Ja, Herr Wirth, so fein, als ein armer Kerl wie ich nur aussehen kann."

Der Hochzeitssaal ist wirklich prachtvoll decorirt. Die Wände entlang Festons aus grünem Laub und rothen Rosen, die auch die Bilder Ihrer Majestäten des Königs und der Königin umschlingen. In der Mitte der Wand ein Herz aus rothem Glanzpapier mit dem aufgeklebten Goldmonogramm des Brautpaares.

Der Tisch ist gedeckt — in den Flaschen schillert der Wein, der weiße süße und der heimtückische rothe. Die Torten prangen inmitten der Tafel. Die Hochzeitsgäste sind mit einem veritablen Tusch begrüßt worden und haben sich nach mancherlei Hin-und-her endgültig niederlassen.

Graf Zdenko mit seinen beiden Collegen ist auf einer Staffel neben der Thür gerade gegenüber der Braut postirt.

Das Essen beginnt — und hauptsächlich das Trinken. Toaste werden ausgebracht und beantwortet, mit mehr oder minder diskreten Anspielungen auf das junge Eheglück des frischgebackenen Paares. Lachen und Wispern, Tellergeklapper und Gläserklirren vermengt sich mit der lustigen Musik der Kapelle. Zdenko macht seine Sache brav. Schier unermüdlich streicht er über die Saiten und läßt nebenbei die schwarzen funkelnden Augen über die Hochzeitsgesellschaft gleiten. Der Braut hat selbst Myrthenblüth' und Brautschleier keinen Hauch von Poesie und Zartheit geben können. Ihr Gesicht glüht in den gesündesten Farben, auch der Appetit ist befriedigend.

Dem jungen Ehemann leuchtet das Glück aus den Augen. Er trinkt viel, spricht laut und hat ein stereotypes, breites Lachen um die Lippen.

Links neben ihm sitzen Schwiegervater und seine Mutter.

Lauter uninteressante Kleinstadtphysiognomien.

Dann hat Zdenko unter den Brautjungfern eine erblickt. Auf der bleibt sein Blick haften. Sie ist noch sehr jung — kaum sechzehn Jahr. Ein wenig blaß, schlank, mit rothen, lachenden Lippen. Entzückend ist das tadellose Oval ihres Gesichtchens, das aschblonde wellige Haar, die klare, hohe Stirne mit den fein gezeichneten Brauen. Entzückend die ganze Erscheinung des thaufrischen Kindes. Sie trägt ein rosenrothes Kleid, um den Hals ein goldenes Kettchen. Die Handschuhe hat sie abgestreift, die gepufften Aermel entblößten ihre runden Arme.

Sie schaut ihn unwillkürlich aus hellen, scharfen Augen an, und ihre Blicke treffen sich. Ein rosiger Schein überfliegt ihre Wangen, und sie wendet sich zu ihrem Cavalier ab.

„Wer ist das junge Fräulein dort?" fragt Zdenko in der nächsten Pause den Czimbalmos (Cymbelschläger).

„Welche? Die, welche nächst der Braut und neben dem Sohne des Bezirksvorstandes sitzt? Das ist die Olga Miric. Ein stolzes, schönes Fräulein! Was schaust du denn, Bruder? — Die ist nicht für unser einen geboren!"

„Spielen wir!"

Graf Zdenko runzelte die Stirne. Wie kann sich der schmutzige Lump unterstehen, von diesem Engel zu sprechen? Die Champagnerpfropfen fliegen an die Decke — der Bräutigam hat den Primas herangewinkt, der nun hinter der Braut steht.

Aus eigener Machtvollkommenheit tritt er dann zu Olga. Er beugt sich zu ihr herab und fiebelt ganz leise das alte Lied: „Csak egy szép lany van a vilagon" („Nur ein einzig schönes Mädchen trägt die Welt") —. Die kleinen Ohren haben sich purpurroth gefärbt, und langsam wendet sie ihm das Gesichtchen zu. Da haben sie sich zum zweiten Mal in die Augen geschaut und einen jener ernsthaften Blicke gewechselt, die manchmal ein Menschenschicksal entscheiden.

Zdenko richtet sich auf. Cymbel und Baß schweigen. Siegreich übertönt die klingende Geige den Lärm der schwatzenden Gäste und macht sie verstummen. Er spielt und schaut und schaut und sieht nur sie und findet Melodien, die er nie gekannt und Töne, wie er selbst sie nie gehört. Das kleine Instrument wird unter seiner Hand beredt und erzählt von den langen, einsamen Abenden, von der Sehnsucht des Herzens, von der mühsamen Wanderung, bis es aufjauchzt: „Gefunden!"

Eine minutenlange Pause folgt. Die Philister rundum haben es gefühlt, daß sie Zeugen des ungestümen Ausbruchs einer Künstlerseele gewesen.

Ein stürmischer Applaus und dann die Rufe: „Csardas, Csardas!"

Braut und Bräutigam treten zum Tanze an, die Brautjungfern mit den Kranzelherren.

Als der Sohn des Vorstandes Olga umfaßt, schwillt Zdenkos Ader, er faßt seine Violine wie im Krampfe und surrend springt eine Saite. Dann bezähmt er sich und vertritt getreulich bis zum Morgengrauen seinen todten Vorgänger.

Das junge Ehepaar ist verschwunden, die Gäste, mit ihnen Olga und ihre Eltern, sind nach Hause gegangen. Der Czimbalmos und der Baßgeiger thun sich an den Resten von Champagner gütlich.

Zdenko wandert in die Felder. Der Thau liegt auf Busch und Rainen. Die Vöglein erwachen, die Sonne geht auf —

Das Herz ist ihm voll freudiger Gedanken! Die Luft wandelt ihn an, zu dem Bürgermeister Miric hinzugehen und als Zdenko Kovalszky um Olga anzuhalten. Nur einen Augenblick lang denkt er so.

Als er heimkehrt, sieht er sich alle Häuser an. Hinter welchen der geschlossenen Jalousien sie wohl schläft? Der Viehhirt treibt die Kühe aus. Den hält Zdenko an. „Wo wohnt der Bürgermeister?"

„Dort!" Der Junge zeigt mit dem Peitschenstiel auf ein einstöckiges Haus. „Dort oben, im ersten Stock!"

* * *

Sonntag drauf geben die Musikanten ein Concert im Bräuhausgarten zu Gunsten der trauernden Hinterbliebenen des seligen Primas.

Die Creme von Marinovci ist erschienen. Olga allein mit ihrer Mutter, denn der Herr Bürgermeister ist zu irgend einer Commission abgereist.

Das Publikum hört aufmerksamer als gewöhnlich zu. Sie sitzen an langen Tischen — auf schmalen Holzbänken und trinken Kaffee und Bier.

Eine Stimme ruft: „Der Primas soll Solo spielen!"

Alle wiederholen: „Solo, Primas!"

Zdenko tritt vor und spielt — dann nimmt er einen Teller und geht einsammeln.

„Für die Wittwe Erös Palis!" bittet er mit abgezogenem Hut. Die Spenden fallen klirrend in den Teller. „Für die Wittwe Erös Palis!"

Olga legt ihm eine Münze hin und sagt dann leise, halb unbewußt:

„Das ist für die Wittwe Palis — und für Sie?"

„Für mich jene Rose, die Sie im Gürtel tragen, Fräulein Olga!"

Sie legt die rothe Rose auf das Geld.

„Sie haben ein goldenes Herz, gnädiges Fräulein!" sagt Zdenko laut und verneigt sich tief vor ihr. Als er den Teller dem Cymbelschläger übergiebt, liegt statt der Rose ein „Hunderter" darauf. Wer ihn gespendet, weiß niemand — als Zdenko allein.

Sie haben sich seither oft gesehen. Vor der Kirche wartet er auf sie und bei ihrer Hausthür. Immer streift ihn ein scheuer Blick aus den hellgrauen Augen. Zdenko ist selig — so selig wie man ist — wenn man sich so recht von Herzen verliebt hat.

Er liebt — er liebt dieses süße, herzige Geschöpfchen!

Und Olga?

Abend ist's. Ein weicher, kühler Sommerabend. Es ist beinahe elf Uhr. Olga steht unbeweglich an dem offenen Fenster ihres Zimmerchens. Wartet sie auf irgend etwas? Alle Abend vorher erklang von der Ferne Geigenspiel — Zdenkos Gruß an sie! Was diese kleine Geige ihr nicht alles klagt — durch die stille Nacht! Was sie ihr nicht alles klagt von Herzeleid und Kummer und Weh! Die eine kleine Melodie, die wie ein Refrain immer wiederkehrt, die summt ihr tagsüber im Kopf herum und läßt sie nichts denken — als das eine — Schreckliche: daß sie ihn liebt! Das eine Schreckliche — daß er ein Musikant ist! Das eine Herrliche — daß er sie — daß sie ihn liebt! Sie zuckt zusammen! Da erklingt es wieder — aber so nahe — so nahe — dicht unter ihrem Fenster! Scheu schaut sie nach der Thür. Aber niemand kann ihn hören! Die Eltern schlafen in einem Gassenzimmer, durch einen langen Gang von ihr getrennt. Auf der Gartenseite ist sie allein.

Wie sie singt — die Violin'! Olga drückt die Hände gegen die Ohren — als wollt sie nichts mehr hören. Und doch hört sie ihn! Und wenn sie flüchten würde bis an's Weltende — diese Klänge verfolgten sie . . . ! Ah, er singt! Sie läßt die Hände niedergleiten und horcht athemlos seinem Liede:

„Oeffne dein Fensterlein,
Oeffne dein Lädchen,
Schenk mir ein Rosmarein,
Blondlockig Mädchen,
Still und geheimnißvoll,
Weil's niemand merken soll,
Vollmond am Himmelsthor

Lugt aus den Wolken vor
Nach dir mein Kind.
Zeig mir dein Angesicht;
Denn sieh, er plaudert's nicht,
Zeig dich geschwind!"

Zu Zdenkos Füßen fällt etwas nieder.

Es ist ein Zweiglein, daran ein Zettelchen gebunden ist. Im Mondenlicht liest er die Worte:

„Gute Nacht!"

Gehorsam erhebt er sich von dem Bänkchen unter Olgas Fenster und geht. Leichten Sprunges setzt er über den Gartenzaun und verschwindet in den Feldern.

Olga aber kniet vor ihrem Bette und drückt das heiße Gesicht in die Polster, um ihr Schluchzen zu ersticken.

* * *

Heute sitzt sie wieder zitternd am Bettrand. Das Fenster steht weit offen. Der Mond scheint so theilnehmend hinein, als thäte sie ihm leid ob ihrer kindischen Fragen: „Wird er kommen? Ach du lieber, barmherziger Gott! Warum kommt er? Warum nimmt er den Schlummer meiner Nächte — die Ruhe meiner Tage?" Gestern ist sie ihm begegnet. Sie war stehen geblieben — sie weiß selbst nicht — wie sie es aus der Kehle herauswürgte: „Spielt nicht mehr unter meinem Fenster, Zdenko!"

Da sah er sie an! Wie kann in einem Menschenauge solch' eine schmerzliche Frage brennen?

„Verbietet Ihr's? Verjagt Ihr mich?"

Und sie sagte: „Nein, und floh.

Sie liebt ihn doch? Wird er kommen?

Er ist gekommen. Ein paar traurige Mollaccorde, die langsam in eine sehnsüchtige Melodie übergehen, dann mit gedämpfter, vibrirender Stimme:

„Leise athmet Blüth' und Blatt
In dem stillen Garten,
Sprich, wie lang, mein blondes Lieb,
Soll ich deiner warten?

Und wie lang vor'm Fensterlein
Werd' ich stehen müssen?
Wann, mein blondgelocktes Lieb,
Wann werd' ich dich küssen?"

„Quäl mich nicht! Quäl mich nicht!" flüstert Olga.

Zdenko hält inne, als erwarte er Antwort.

Er steht nun ihrem Fenster gegenüber im Schatten. Noch einmal hebt er an. So leise und sanft, als spielten Geisterhände:

„Aus deinen sanften Träumen weckt
Dich meine Weise,
Sie lockt wie eine Wasserfrau
So leise.

Bang fragt und ruft die Nachtigall,
Wo's Hähnchen bliebe,
Und schluchzt und jauchzt das alte Lied
Der Liebe!

Komm du zu mir, mein süßes Kind!
Es glüh'n die Sterne!
Ich sagte dir's, wie ich dich lieb',
So gerne.

Aus deinen sanften Träumen weckt
Dich meine Weise
Es lockt wie eine Wasserfrau
So leise
Die Liebe!"

Der letzte Ton ist verhallt. So still ist's — so traumhaft still, daß man wähnt, die fallenden Rosenblätter zu hören.

Da knarrt die Hausthür. Olga kommt langsam — zögernd näher, bis sie vor Zdenko stehen bleibt. Er sieht sie fragend an und sieht die hellen Thränen, die ihr über die Wangen rollen.

Dann blickt auch sie plötzlich auf und läuft zurück in's Haus. Er aber geht wieder traurig seine Wege.

Siebenmal hat er seitdem vor ihrem Fenster gesungen, und kein Laut verrieth, daß sie ihn höre. Er hat vor der Kirchthür gelauert, und — sie kam nicht. Endlich hat er sich ein Herz gefaßt und ist am hellen Tage stundenlang auf dem Eckstein gegenüber ihrem Hause gesessen. Sie zeigte sich nicht.

Am „kleinen Frauentag", da er wieder emporblickt, merkt er oben am Simsen einen Nelkenbusch mit ungebrochenen Blüthen — das alte Zeichen, daß die Liebe sich ergeben! — Nachts zittern seine Melodien wieder aus den

Graf Zdenkos Brautfahrt — 5—5

Büschen zu ihr und bebend und verlangend die Worte:

„Mein süßes Kind, laß das Zagen,
Und laß des Bangens herbe Lust!
Hat dir die Stunde erst geschlagen,
Dann kommst du doch! Du mußt, du mußt!

Wie eine lang verirrte Taube
Drückst du dich still an meine Brust,
Mein holdes Liebchen, glaube, glaube,
Die Liebe ruft! Du mußt, du mußt!"

Auf einmal, eh' er's gedacht, steht sie vor ihm — wie damals: die hellen Thränen in den Augen. Er breitet die Arme aus, und sie sinkt ihm schluchzend an's Herz. Er hat den rothen Mund geküßt und die Thränen getrocknet. Und niemand hat es gesehen als die großäugigen Himmelslichter oben am Firmament.

Manche Nacht sind sie in dem duftenden Garten gesessen — glücklich und wunschlos — wie im Märchenland. Sie haben sich alles gesagt und alles gefragt, was man in solchen Stunden zu sagen und zu fragen pflegt, und haben's doch nicht ergründet — warum, wann und wie die Liebe kam.

„Wann ich weiter wandern muß, Olga?"

„Dann gehe ich mit dir!"

„Ich bin arm und heimathlos, Olga?"

„An deinem Herzen ist meine Heimath — ich liebe dich, Zdenko!"

So ist's beschlossene Sache.

Sie kommt des Abends herunter und trägt in der Hand ein Ränzchen mit einigen ihrer Habseligkeiten. Die packt er in seinen Tornister, und sie gehen Hand in Hand von dannen.

Sie schaut kein einziges Mal zurück.

So wandern sie fürbaß die ganze Nacht. Wenn sie müde werden, rasten sie am Straßenrain. Als sie um die achte Morgenstund' in Kostelice ankommen, steht vor dem Wirthshaus ein Viererzug.

Auf dem Bocke thront der alte Jozo in der gräflich Kovalszky'schen Livree. Er ist ausnahmsweise Kutscher.

Zdenko tritt mit abgezogenem Hute zu ihm heran:

„Guter Freund, Ihr fahrt doch mit leerem Wagen zurück? Könnt Ihr uns nicht mitnehmen?"

„Gräfliche Gnaden . . . !"

Da trifft ihn ein vernichtender Blick aus Zdenkos Augen.

Der alte Jozo sinkt in sich zusammen, macht ein blödes Gesicht und murmelt irgend etwas Unverständliches.

Zdenko und Olga setzen sich in den Fond der Kalesche, und fort geht's wie der Wind.

Wenn sie sich fürchtet, braucht er sie nur anzusehen. Keine Spur der Reue über das Geschehene ist in ihrem Gesichtchen zu lesen. Sie schwelgt in dem Gefühle einer reinen, mächtigen Liebe.

Und wenn ihre Liebe nicht wäre, müßte sie erwachen bei jedem Drucke seiner Hand.

Jozo ist diskret. Er wendet keinen Blick von seinen vier Braunen, die zu fühlen scheinen, wen sie fahren. Sie kauen an den Gebissen und zerren vor Ungeduld den alten Jozo schier vom Bock herunter. Haben auch lange genug geruht.

Der Wagen saust — vorüber an den Stoppelfeldern des Herbstes in die sonnige Welt hinein, und Olga fragt nicht, wohin es gehe. Nur wenn sie durch ein Dorf kommen, schmiegt sie sich ängstlich an den Entführer, daß man sie nicht erkenne.

„Wir werden uns ein kleines Häuschen kaufen," sagt Zdenko.

„Ja. Mit einem kleinen Garten!"

„Ja. Und darin muß eine Bank sein!"

„Ja. Ganz wie die bei uns in Marinovci."

„Ja. Und du wirst darauf sitzen, Olga."

„Ja. Und du neben mir, Zdenko!"

Gegen Mittag ist das Schloß erreicht.

Die weiten Flügel des Thores öffnen sich, Jozo fährt im knirschenden Kies vor.

Zdenko verläßt den Wagen und hebt Olga heraus. Tief verbeugen sich die Diener. Zdenko schreitet so sicher und selbstbewußt die teppichbelegte Treppe hinan — als — sei er hier zu Hause.

Er fragt nicht und redet nicht.

Olga schaut und schaut — und kann nicht klug werden aus all' dem Erlebten.

Zdenko führt sie in ein Zimmer und heißt sie warten. Ihr ist — sie weiß nicht wie. Was soll das alles? Die Fenster sind weit offen, und aus dem Park fluthet der volle Sonnenschein herein. Sie ist aufgesprungen und möchte denken — möchte sich alles erklären . . .

Als Zdenko wieder eintritt, ist aus dem wandernden Musikanten der Graf Kovalszky in Smoking und weißer Kravatte geworden. Der läßt den fremden Herrn rufen, der eben angekommen. Es ist der Bürgermeister Miric aus Marinovci . . .

Die drei lachen und weinen und erzählen in einem Athemzuge und sind unbeschreiblich glücklich.

Herr Miric kann sein Erstaunen nicht genug schildern, das er empfunden, als von dem Grafen Zdenko Kovalszky heute früh ein Brief kam, er — der Miric — solle ihm unverzüglich die Ehre seines Besuches schenken. Er ist gleich weggefahren und hatte gar nicht bemerkt, daß — Olga nicht da sei!

Und Olga küßt ihren Bräutigam und flüstert ihm zu: „Ich hab' dich doch gerade so lieb, als wenn du ein wirklicher Primas wärest!"

Er lacht!

Die Geschichte schließt wie ein Märchen: Wenn sie nicht gestorben sind — leben sie noch heute.

Eingegangen.

Der Oberförster Fäustle pflegte sehr häufig mit seinen beiden großen Jagdhunden die Eisenbahn von seinem Städtchen bis zur nächsten Station zu benützen und dabei die Thiere unbeanstandet mit sich in die dritte Classe zu nehmen. Eines Tages kam er so wieder auf den Perron, als eben der Zug hereinfuhr. Alsbald trat der ihm wohlbekannte Schaffner an ihn heran und bemerkte: „Herr Oberförster, jetzt ist es aus mit den Hunden im Coupé, sie müssen in den Hundekäfig im Gepäckwagen."

„Fällt mir gar nicht ein!" meinte der Angeredete kaltblütig.

„Doch, doch," erwiderte der Schaffner eifrig, „der neue Zugmeister leidet es nicht anders."

„Ach was, die Hunde gehen nicht in den Gepäckwagen!" rief da der Oberförster recht laut, da er eben den Zugmeister herankommen sah. Dieser hatte ihn denn auch gehört und herrschte ihn alsbald an: „Die Hunde müssen in den Gepäckwagen, mein Herr, so ist die Vorschrift, davon kann nicht abgegangen werden."

„Sie werden mich nicht dazu zwingen!" ward ihm zur Antwort. „Was nicht zwingen?" brüllte der zornig gewordene Beamte, „ich sage Ihnen noch einmal, die Hunde kommen in den Gepäckwagen!" „Und ich sage Ihnen noch einmal, die Hunde kommen nicht in den Gepäckwagen!" lautete die ruhige Antwort.

Um die Streitenden hatte sich bereits eine beträchtliche Gruppe gebildet, die mit Spannung der weiteren Entwicklung entgegensah. Der ganz fuchtig gewordene Zugmeister holte gerade zu einer ergrimmten Antwort aus, als sich der Schaffner an den ihm sonst gar nicht als so renitent bekannten Oberförster wendete: „Aber Herr Oberförster, warum sollen denn die Hunde durchaus nicht in den Gepäckwagen?"

„Ja zum Teufel", erwiderte dieser unter dem homerischen Gelächter der Umstehenden — „weil ich gar nicht mitfahre!"

Ein Schwerenöther.

Gelegentlich eines Festes beim Commerzienrath F. hat sich eine große Runde von jungen Damen und Herren gebildet. Ein Pfänderspiel ist im Gang.

„Was soll das Pfand in meiner Hand?" fragt wieder einmal die Tochter des Hauses, indem sie dem Lieutenant Süßwitz einen Glühblick zusendet.

„Eigenthümer soll diejenige oder Eigenthümerin denjenigen küssen, den man am liebsten hat; aber auf der Stelle und ohne daß die übrigen Anwesenden merken, wen man am liebsten hat."

Allgemeine Heiterkeit. Das Pfand entpuppte sich als Eigenthum einer der Damen, die sich in reizender Rathlosigkeit als unfähig erklärte, der Bedingung zu genügen.

„Geküßt wird überhaupt nicht," riefen einige der Schönen.

„Es ist auch gar nicht möglich, unter den Augen der ganzen Gesellschaft denjenigen zu küssen, den man am liebsten hat, ohne daß der Kuß verräth, wen man am liebsten hat."

„Wetten daß doch?" sagte Lieutenant Süßwitz. „Werde Ihnen, meine Damen, das Exempel vormachen, gnädigste Erlaubniß vorausgesetzt."

Sprach's und ward ein Herausforderer des Neides sämmtlicher übrigen Herren; denn das Exempel, das er mit selbstverständlicher Erlaubniß der Damen statuirte, bestand darin, daß die sämmtlichen Damen der Reihe nach, alles gutgespielten Sträubens ungeachtet, einen Kuß von ihren frischen Wangen pflücken lassen mußten. That aber gar nicht weh, und das Geheimniß, wen Lieutenant Süßwitz am liebsten habe, blieb gewahrt. Wenigstens ward kein Kuß, den Unberufene gesehen hatten, Verräther seiner Liebe.

Pfarrgretchen.

Ich lieb' den Hans vom Nachbargut!"
Bekannte Gretchen resolut.
„Was" fiel der Vater Pastor ein,
„Und das will meine Tochter sein,
Die mit 'nem Manne scharmuzirt,
Der sich mit mir hat prozessirt
Vor Augen der Gemeinde?
Was hast Du nur dabei gedacht?"
Da sagte Gretchen sanft und sacht:
„Nur: „liebet eure Feinde!"
Der Alte war erst ganz verdutzt,
Hat wohl ein wenig noch getrutzt,
Doch als der Hans kam angegangen,
Ward er mit offnem Arm empfangen.
Dann hat der Pastor Punsch gebraut,
Gab Hansen 'ne Cigarre,
Und beide Männer lobten laut
Das Gretchen in der Pfarre.

— Vortheilhafte Auslegung. Mann (Pantoffelheld, zu seiner Frau): „Der Arzt hat mir dringend angerathen, Eisen zu mir zu nehmen. Gieb den Hausschlüssel her!"

— Eigener Sport. „Was treibt der reiche Lord Spleen jetzt eigentlich?" — „Der reist fortwährend auf den Eisenbahnen und zieht zu seinem Vergnügen die Nothleinen."

— Renommage. „Weshalb sind Sie neulich vom Stammtisch weggeblieben, Herr Federle?" — Schriftsteller: „Hatte heftige Kopfschmerzen — nach Aufführung meiner Premiere mich so oft dankend verneigen müssen!"

— O weh! Dichterling (in Gesellschaft renommirend): „Ich werde von allen Redactionen besonders bevorzugt!" — Aelterer Herr: „Sie sind also Hahn im Papierkorbe!"

— Ein Bedauernswerther. „Dein Meister ist wohl recht garstig." — Schusterlehrling: „Ach Gott, bei dem is 'ne Maulschelle 'ne zarte Andeutung."